

(22) text des monats, liesl ujvary : **Hanno Millesi**

„Oft sitze ich stundenlang vor dem Spiegel und denke über mein Aussehen nach“

Vor einiger Zeit habe ich eine furchtbare Entdeckung gemacht: Ich werde meinen Eltern immer ähnlicher. Unsere Nachbarin hat einen dahingehenden Verdacht bestätigt. Ihren Worten zufolge ist es allmählich unübersehbar, dass mein Gesicht von den gleichen auffällig hohen Backenknochen dominiert wird wie das meines Vaters. Was in ihren Augen zu den Charakteristika seines Gesichts zählt, zeichnet sich mittlerweile auch bei mir ab. Ich habe keinen Grund, ihren Worten zu misstrauen, schließlich geht es ihr nicht darum, mich zu verhöhnen.

Damit nicht genug: Meine dunklen, von Jahr zu Jahr stärker hervortretenden Augen offenbaren, glaubt man unserer Nachbarin, immer unverhohlener ihre Verwandtschaft mit den Augen meiner Mutter. Sie *offenbaren* diese Verwandtschaft, machen also ersichtlich, was besser verborgen geblieben wäre. (...)

Seit dieser Entdeckung habe ich kaum eine ruhige Minute verbracht. Die meiste Zeit über sitze ich vor dem Spiegel und denke darüber nach, was ich gegen eine solche körperliche Entwicklung unternehmen könnte. Im schlimmsten Fall sehe ich demnächst wie eine verkleinerte, verjüngte Ausgabe meines Vaters aus. Das Ärgste daran ist, dass alles, was eines Tages an mir nicht wie an meinem Vater aussieht, nur aus einem einzigen Grund von seinem Vorbild abweicht: Weil es nach meiner Mutter gerät. Ich entwickle mich ausgerechnet zu einer Symbiose jener beiden Menschen, mit denen ich so wenig wie möglich zu tun haben möchte. (...)

Ich habe erst allmählich gelernt, abzulehnen, was Vater und Mutter vorschlagen. Um ehrlich zu sein, ahnte ich lange Zeit gar nicht, dass die Möglichkeit eines Widerspruches oder – sagen wir – einer Alternative existiert. Mittlerweile interessiert mich der Widerspruch mehr als alles andere. Er ist mir zum Kriterium geworden. Ich bemühe mich allerdings, meine Eltern nicht zu verletzen, verdanke ich ihnen doch nicht gerade wenig. Außerdem lag mir bislang nichts an der aufrührerischen Gebärde. Ich bin kein Protestierer. Ich habe lediglich Angst, so zu werden wie Vater und Mutter und sehe keinerlei Sinn darin, mit ihnen zu diskutieren. Stattdessen errichte ich innerlich eine unüberwindliche Barriere zwischen mir und allem, was von meinen Eltern kommt oder mit ihnen zu tun hat. Ich entscheide mich generell dagegen, sofern es sich um ihre Empfehlungen handelt. Aus keinem anderen Grund. Dessen ungeachtet verspüre ich seit jeher noch eine andere, eine zwar nicht fassbare, nichtsdestotrotz von meinen Eltern ausgehende Bedrohung. (...)

Zunächst hielt ich derartige Bedenken für sentimental, jetzt weiß ich, dass es mit meiner physischen Erscheinung zu tun hat. Die Natur revanchiert sich sozusagen für die großspurige Idee, eine zwischen meinen Eltern etablierte Sympathie in Form einer menschlichen Kreatur in die Welt zu setzen. Ein Denkmal, das charakteristische Züge von beiden aufweisen soll. (...)

Mit einer Maske vor dem Gesicht könnte ich nicht leben. Deswegen habe ich mich für einen operativen Eingriff entschieden. Mit einem scharfen Messer schneide ich mir ein Ohr ab. Zugegeben, dabei handelt es sich nicht gerade um einen raffinierten Eingriff, die dadurch hervorgerufene Asymmetrie wird allerdings dafür sorgen, dass keiner sich jemals wieder den Kopf darüber zerbricht, von wem ich die Nasenflügel übernommen habe und von wem das flache, ich möchte fast sagen fliehende Kinn stammt. Aufgrund des fehlenden Ohres gibt mein Anblick nunmehr ganz andere Rätsel auf.

Der scharfen Klinge habe ich einen weiteren Einfall zu verdanken. Ich verkleinere meine Augenbrauen, die – ganz in der Tradition meiner Familie mütterlicherseits – buschig gewachsen sind, auf die Größe zweier Diktatorenbärtchen. Mit dem Ergebnis bin ich zufrieden. Das Abschaben der Brauen hinterlässt zwar blutige Spuren, gibt meinem Gesicht allerdings ein derart befremdliches Aussehen, dass niemandem je wieder einfallen wird, sich zu fragen, von wem ich abstamme. Oder doch? Als nächstes kommt mir die Idee, meinen Nasenrücken der Länge nach aufzuschneiden. Kurzfristig entscheide ich mich aber dafür, meiner Nase durch das Einritzen einer Kerbe ihr eigenes Aussehen zu verleihen. Dieses Vorhaben misslingt. Der Gedanke, sie besser ganz abzunehmen, kommt spontan. Die Abwesenheit einer Nase mitten in meinem Gesicht beeinträchtigt meinen Anblick ungeheuer. Eigentlich kann kaum noch von einem menschlichen Gesicht gesprochen werden. Mein Aussehen wird von hemmungsloser Zerstörung und dem Fehlen der spezifischen Merkmale dort, wo man diese gemeinhin erwartet, beherrscht. Niemand wird es für sinnvoll erachten, meine Gesichtszüge mit denen von jemandem anderen zu vergleichen. Vielleicht mit menschlichen Wesen im Allgemeinen, mit Unfallopfern, mit jemandem, der von einer fürchterlichen Katastrophe heimgesucht wurde. Mit Bildern aus schlimmen Träumen, brutalen Fantasien. Das in Strömen aus den offenen Wunden fließende Blut hindert mich vorübergehend daran, weitere Veränderungen in meiner Gesichtslandschaft vorzunehmen. Stattdessen ziehe ich die Klinge über mein bis tief in die Stirn wachsendes Haar. Es hat immer geheißen, man erkenne alle, die mit meinem Vater verwandt sind, an ihrer tief herabreichenden Kopfbehaarung. Ich schabe das Haar mitsamt seinen Wurzeln von meinem Schädel herunter, um mir dadurch die Großzügigkeit einer Denkerstirn zu verschaffen. Dabei gehe ich keineswegs wie ein Friseur vor, der eine feine Klinge flüchtig über die Kopfhaut komplimentiert, sondern vielmehr wie ein Pathologe, der auf direktem Weg bis an den Schädelknochen vordringen möchte. Ich interessiere mich nicht für oberflächliche Kosmetik, sondern für tief greifende Veränderungen, für ein Austilgen aller Interpretationsmöglichkeiten, für eine fundamentale Stichhaltigkeit. Niemand wird die Geschmacklosigkeit besitzen, über Parallelen in der Behaarung zu spekulieren. Ich komme mir wie der Bildhauer meiner eigenen Zukunft vor. Ich arbeite nicht an einem Kostüm, sondern an einer Weltanschauung. Die bislang erreichten Ergebnisse stimulieren mich ungemein. Ich habe eine Idee nach der anderen. (...)

Zwangsläufig atme ich nur noch durch den Mund. Das ist gar nicht so einfach, da bei jedem Atemzug Unmengen von Blut in meinen Rachen dringen. Blut rinnt über mein Kinn und tropft Fäden ziehend auf meine Brust. Blut rinnt vom Haaransatz ausgehend über meine Stirnfalten. Blut gerät in meine Augen und zwingt mich, sie immer wieder zusammen zu kneifen. Blut tritt auch dort aus, wo zuvor meine Nase gewesen ist. Ein flüssiger roter Vorhang benetzt mein Gesicht und macht all jene Stellen unkenntlich, die ich noch keiner eingehenden Behandlung unterzogen habe. Das erfüllt mich mit einer gewissen Befriedigung. Obgleich meine Eltern, sobald sie mich hier sitzen sehen, alles Menschenmögliche unternehmen werden, um mein Weiterleben zu gewährleisten, dürfte es ihnen, trotz aller Anstrengung, selbst wenn sie die berühmtesten Virtuosen auf dem Gebiet der rekonstruktiven Chirurgie engagieren, nicht gelingen, mich jemals wieder ihrem Ebenbild anzupassen.

Gekürzte Fassung, aus: Wände aus Papier, Luftschacht Verlag, Wien 2007.

hanno millesi, geboren 1966 in wien, lebt in wien und berlin. studium der kunstgeschichte in wien. „im museum der augenblicke“, triton verlag, wien 2003, neuauflage luftschacht, wien 2007, „wände aus papier“, luftschacht, wien 2007.

liesl ujvary, kommentar

freunde, lehrer, chefs kann man sich in gewisser weise aussuchen, die eltern nicht. kommunikation in all ihren formen – sprachlicher ausdruck, gesten, verhaltensweisen, reaktionsformen – wird uns von den eltern beigebracht. die rohfassung ist von der gesellschaft vorgegeben, die feinabstimmung wird tagtäglich von den eltern besorgt. hanno millesi geht es in dem erzählband „wände aus papier“ bevorzugt um innerfamiliäre kommunikationsformen, und da vor allem um nonverbale kommunikation. der sprachliche ausdruck wird bis zu einem absoluten minimum heruntergefahren, bis zu einem irreduziblen rest von fast-verweigerung, der durchaus einen freundlichen anschein zu erwecken vermag. dafür geht es auf der nonverbalen ebene eher krass zu. hier greift millesi zu metaphern, die an deftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. gewalttätige väter, gefühllose mütter, verzweifelte jugendliche sind in schlachten verwickelt, die unter einem schleier bürgerlicher diskretion oft kaum sichtbar werden, es sei den, sie münden, wie im vorliegenden text, in direkte selbstzerfleischung. die texte des bandes „wände aus papier“ (sic!) sind eindruckliche lehrstücke darüber, was es kostet, unsere kulturellen errungenschaften praktisch durchzusetzen. nicht wenig.